Toggenburg.

Charakterskizze eines Junggesellen von Woldemar Urban.

Es war ein wahrer Jammer mit dem Mann, und zwar von früh an. Als er geboren wurde, weinte er, während alle Welt sich freute, daß wieder eine junge, zarte Menschenblüthe der Freuden und Herrlichkeiten dieser Welt theilhaftig geworden, weinte er in einer wahrhaft menschenfeindlichen Oppositions- und Demonstrationslust. Wenn er hätte reden können, würde er vermuthlich schon damals mit seiner griesgrämlich-ärgerlichen, verächtlichen Stimme gesagt haben: Wozu? Weshalb dieses alberne Lachen und Sichfreuen? Kann ich nicht ein Mörder, ein Spitzbube oder ein Hochstapler werden, kann ich nicht eine Pleite machen, bei der ich euch alle reinlege?

Aber dieses erste Greinen und Weinen, dieses rebellische Zweifeln und Besserwissen war sozusagen das Leitmotiv für sein ganzes Leben. Der Widerspruchsgeist und alle ihm verwandten kleinen Kobolde, wie Ironie, Spottlust, Zanksucht und eine gewisse Dickschädlichkeit gegen alle guten Lehren beherrschten ihn von Anfang an.

Dazu kam noch ein kleines Mißgeschick, das ihn allerdings ohne sein Verschulden traf, aber seiner inneren Verschrobenheit auch einen äußeren Stempel aufdrückte. Als er vier Wochen alt war, warf ihn nämlich seine Schwester beim Schaukeln aus der Wiege und verbog ihm dabei die Nase. Das sah natürlich scheußlich aus, ja, schlimmer als das, es war lächerlich. Unwillkürlich lachte Jedermann, wenn er das Gesicht mit der schiefen Nase sah, und er dachte sich nun — reden konnte er natürlich noch immer nicht habe ich nicht Recht? Das soll Menschenliebe sein? Was hat die dämliche Person einen verdrehten Roman zu lesen, während sie mich schaukelt und auf mich aufpassen soll?

Kurz: ein Ungläubiger, ein Oppositioneller, ein Nörgler vom reinsten Wasser!

Man kann sich denken, daß seine Lehrer unter solchen Umständen einen äußerst schweren Stand hatten. In der Schule zeigte sich immer klarer und deutlicher, weß Geistes Kind der junge, heranstrebende Menschensohn war. Statt in die wunderbaren Geheimnisse der Nächstenliebe, der Liebe zur Wahrheit und zur opferbereiten Tugend immer tiefer einzudringen, krittelte und grübelte er darüber nach, was wohl die Leute für einen Zweck haben könnten, ihm solche Geschichten zurecht zu reden. Besonders der Glaube daran, daß andere Menschen das thun,, was man von ihm verlangte, das er thun solle, erschien ihm als der direkte Weg zum Verbrechen. Sein Mißtrauen gegen alles und gegen Alle herrschte auf der ganzen Linie, und er schien sein Heil einzig und allein in einer gewissen Fingerfertigkeit zu sehen, mit der er die Ziffern 1 bis 9 unter und neben einander setzte und in immer neuen Gruppirungen zu langen Reihen und Rechnungen zusammenstellte.

So kam es denn, wie es kommen mußte: er wurde Makler an der Berliner Effektenbörse und besaß in einem Alter von dreißig Jahren, in dem also andere korrekte Staatsbürger schon Frau und Kinder haben, Steuer bezahlen und vor Glück nicht aus noch ein wissen — nichts, nichts auf der ganzen Gotteswelt als eine sichere jährliche Rente von dreißigtausend Mark.

„Lujo, warum heirathest Du nicht?' sagten nun die Leute zu ihm. Er hieß nämlich, was ich vergessen habe, zu erwähnen, Lujo Lehmann. Selbst diese Namen empörten den krittlerischen Menschen. Lujo, meinte er, sei ein verrückter Name und passe durchaus nicht zu so einem prosaischen, nüchternen Namen wie Lehmann. Nun sagte er, wenn die Leute ihn so fragten, gewöhnlich gar nichts, im Innern fragte er sich aber sehr häufig und sehr eindringlich: Was geht das den Menschen an, warum ich nicht heirathe? Hat er eine heirathsfähige Tochter oder eine Schwester? Oder plagt ihn der Neid, weil er eine schlimme Schwiegermutter hat oder Nachts nicht schlafen kann, weil seine Kinder Zahnschmerzen haben? Oder ist er gar ein Heirathsvermittler und will mich anpumpen?

Auf diese Weise vermehrte er seine Menschenkenntniß von Jahr zu Jahr, ja, man konnte sagen von Tag zu Tag sehr beträchtlich und lernte scharf sehen im Leben. Er kritisirte immer und sah sich Menschen und Dinge nicht aus seiner, sondern aus ihrer Natur heraus an. Aber wie das nicht anders sein konnte, wurde er dadurch nur immer griesgrämlicher, ärgerlicher und verstimmter, und immer häufiger ertappte er sich selbst auf dem sehnsüchtigen Stoßseufzer: Wenn ich nur erst einmal Jemanden finden würde, den ich lieben könnte! Er hätte mal Jemand sehen mögen, der nicht egoistisch war. Aber er fand Keinen. Nicht einmal er selbst gefiel sich, denn er war um ein gutes Theil egoistischer als viele Andere. Er hätte mal Jemand — Mann oder die Frau — finden mögen, den er mit den Grundsätzen hätte begegnen können, wie man sie ihm in der Schule vorgetragen hatte, ohne ausgebeutet, ohne für dumm gehalten zu werden. Es wäre ein Himmel auf Erden gewesen. Aber er fand Keinen, konnte Keinen finden, weil er selbst egoistisch war.

Natürlich schlug auch seine Stunde. Auch er hatte seinen Herzensroman. Er wohnte damals in der Marienstraße. In dem Parterre des Hauses war ein Fleischerladen, und das Haus selbst gehörte dem Besitzer dieses Ladens, dem Fleischermeister Kowalski. Dieser Kowalski hatte eine Tochter, die Lieschen hieß, ein hübsches, frisches Ding von kaum neunzehn Jahren, flink, flott, übermüthig, herzensgut, mit einem losen Mundwerk,, wie nur je eine Berlinerin eins gehabt,— was doch viel heißen will.

Dieses Lieschen also rührte sein Herz. Wenn sie mit ihren hellen, lustigen ewig lachenden Augen ansah, wenn er ihre frischrothen Lippen, ihre drallen, festen Arme, die sie leichtsinnigerweise immer bloß trug, betrachtete, vergaß er manchmal die Ziffern 1 bis 9 und dachte, es müsse in der Welt doch wohl noch eine andere Unterhaltung geben als das ewige „ich geb' ich nehm'" an der Börse. Kurzum, eines schönen Abends im Mai, als die Bäume blühten, und die Linden dufteten, trat der lange Lehmann, so nannte man ihn wegen seiner himmellangen, hageren, elfrippigen Gestalt, vor Lieschen hin und sagte:

„Lieschen, würden Sie mich wohl heirathen wollen?"

Vielleicht war das Mädchen verdutzt, überrascht, oder es kam ihr wohl gar nur auf einen tollen Scherz an. Genug, sie antwortete mit ihrer ganzen Berliner Unverfrorenheit:

„Wat? Mit die Näs?!"

Aus war's! Von der Stund' an sah er sie nicht mehr an.

Sie hatte ihn verletzt, an die Tragik seines Lebens, an die finstere Gewalt seines Schicksals, an das erinnert, was ihn für immerdar von den Menschen trennte, an seine schiefe Nase. Von da an siedelte er immer mehr und mehr ein. Die erste schüchterne Blüthe, die sein Herz trieb, war abgeschlagen, rauh und spöttisch vernichtet worden, so daß eine zweite nicht mehr kam. Er wechselte die Wohnung, Lieschen kam ihm aus den Augen, und er tauchte unter in das Weltstadt-Getriebe.

Jahre vergingen — er hörte und sah nichts mehr von Lieschen. Die Ziffern 1 bis 9 thronten in seiner Brust wie ein heidnisches Götzenbild, und „ich nehm', ich geb'" war für Jahre seine ganze Unterhaltung. Dabei entwickelte er an der Börse einen unheimlichen Dusel — denn anders läßt sich ein solcher Erfolg wohl schwerlich bezeichnen—, er war der reine König Midas der Börse. Was er kaufte, stieg. Das „Schwein" des langen Lehmann wurde sprichwörtlich, sein Reichthum wuchs wie der Kürbis des Propheten. Aber er selbst wurde immer mürrischer, immer griesgrämlicher, ärgerlicher und mißtrauischer, seine unleidliche und ungemüthliche Rechthaberei wurde zur fixen Idee.

In dieser Zeit entstand auch bei ihm ein Sport, der zu seiner Charakteristik nicht unerwähnt bleiben darf. Dieser bestand nämlich darin, daß er Jahraus Jahr ein alles Mögliche that, Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um die Einkommensteuerbehörde um kleine Beträge zu betrügen. Das war in jenen düsteren Jahren seines Lebens seine einzige Freude. Hunderttausende von Mark, die er an der Börse gewann, freuten ihn nicht so wie zehn Mark, oder zwanzig, um die er die Steuerbehörde betrügen konnte.

Aber solche Streiche waren doch nur ein Ausfluß seines Aergers, seiner eigenen Einsamkeit und Langeweile, die ihn immer mehr und mehr wie in einen grauen Schleier, um nicht zu sagen in ein Leichentuch, einhüllte. Er langweilte sich Jahr aus, Jahr ein in einer entsetzlichen, selbstmörderischen Weise. Wenn er eine Frau gehabt hätte oder Kinder oder auch nur Sorgen, so wäre er doch wenigstens ab und zu einmal von sich selbst abgezogen worden. Aber so, vom Herbst bis zum Sommer und vom Sommer bis wieder zum Sommer nur mit sich ganz allein beschäftigt, das mußte ihn zuletzt verrückt machen oder — unglücklich. Er betheiligte sich bei verschiedenen Industriegesellschaften mit langen Ziffern, ließ sich in den Aufsichtsrath wählen aus Langeweile — auch das langweilte ihn. Es war eben nichts zu machen—er war unglücklich.

Eines Nachmittags schlenderte er unter den Linden.

Je, je, Herr Lehmann!" hörte er Jemand rufen. Er drehte sich um.

„Sie sind's, Lieschen? Wie geht's Ihnen, Fräulein Lieschen?" sagte er.

„Hat sich was mit das Fräulein, Hr. Lehmann! Ick bin jetzt de Baumeestern Stettebohm."

„So, so, so! Sie sind verheirathet?"

„Natierlich. Schon seit vier Jahren."

„Was Sie nicht sagen! Haben Sie Kinder?"

„Dreie. Und lauter Mädchens. Sie müssen uns mal besuchen, Herr Lehmann!"

„Wo wohnen Sie denn, Frau Stettebohm?"

Sie nannte ihm eine Straße, weit draußen vor Berlin, wo selbst der Teufel seine Jungen nicht mehr suchte.

„Aber es geht Ihnen gut, Frau Stettebohm?" fragte er neugierig weiter.

„Nee, es jeht schlecht."

„Wie?"

Sie sagte nicht gleich etwas, sondern sah ihn erst einige Sekunden an, dann lachte sie u. blickte zu Boden. Er sah sie auch an. Sie war nicht mehr schlank. Sie war dick geworden. Der Mund war nicht mehr so fein und frisch wie früher. Der Unterschied zwischen einem Mädchen und einer Frau machte sich geltend. Nur die Augen waren noch dieselben freundlich-hellen, flimmernden, liebenswürdigen Lichterchen wie früher.

„Na ja, wissen Se, Herr Lehmann, unter uns gesagt: Mein Mann ist ein Stiefel", sagte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen.

„Wieso?"

„Na, sehr eenfach—er verdient nischt und en bischen Jeld is doch ooch ganz hübsch. Nicht?"

„Selbstverständlich."

„Na ja, sehen Se! Ick mache ja keeren großen Moor, aber een bischen muß doch sin."

„Nun, Papa wird schon sorgen, wenn es mal hapert,"

„J, da kennen Se den ollen Kowalski schlecht! Ick habe noch drei Brüder. Verstanden? Da handelt es sich uns Beispiel. Außerdem hat sich mein Mann mit Vattern verunreenigt. Er is eben een Stiesel. Er weeß nischt, un kann nischt. Und denn wird det eben so. Na, kommen Se man mal, Herr Lehmann! Dann können wir uns det allens erzählen. Hier kann man det doch nich so alles auseinanderpuddeln."

Sie lachte wieder.

„Gut, Frau Stettebohm", sagte er, „ich komme mal."

Es war merkwürdig, in welcher Weise dieses kurze und an sich höchst einfache Zusammentreffen seinen Geist beschäftigte. Ob das eine Folge seiner Langeweile war, die ihn fortwährend plagte, und die ihn jedes ungewöhnliche Ereigniß lebhafter begrüßen ließ, oder ob sich vielleicht doch von der alten, längst vergessen und begraben geglaubten Liebe noch etwas in ihm regte, ließ sich nicht sofort unterscheiden. Vielleicht war es beides. Natürlich sah er mit seinem mißtrauischen, im Leben geschärften Blick sofort, wie es mit seiner Jugendgeliebten stand. Also, um das zu wissen, brauchte er sie nicht zu besuchen. Gleichwohl war er dazu sofort entschlossen. Ein gewisser leichtsinniger, gewaltthätiger Uebermuth kam über den doch schon alternden Herrn, eine Abenteuersucht, die wohl zunächst ihren Ausgangspunkt in einer halben Flasche Champagner hatte, die er nach dem Abendessen trank. An jenem Abend war er fest entschlossen, Lieschen zu besuchen, mochte daraus werden, was wollte.

Wankelmuth, dein Name ist Mensch! Am nächsten Morgen war wieder alles ganz anders. Ein merkwürdiges Gefühl der Unsicherheit war zunächst die Veranlassung, daß er seinen Besuch aufschob, und später gefiel er sich gar in moralischen Betrachtungen über die Schlechtigkeit von Welt und Menschen, über das Trügerische der gesellschaftlichen Zustände und sonst noch etwas. Lieschen, sagte er sich, dieses süße, unschuldige, fleckenreine Geschöpf, dieser Engel, diese himmlische Lichtgestalt— er idealisirte natürlich in der Erinnerung—, was hatten Welt und Menschen aus ihr gemacht? Ueber seine eigene Betheiligung bei der Angelegenheit grübelte er weniger exakt nach. Damals hatte er sich geärgert, weil Lieschen ganz und gar nicht egoistisch gewesen und seine vortheilhafte Position nicht in Betracht gezogen! Heute ärgerte er sich darüber, daß sie egoistisch geworden war und ihm zulächelte, weil sie von ihm Hilfe erwarten durfte. Der Aerger war nun einmal die Grundstimmung seiner Seele.

Diese Stimmung hielt bis zum Frühstück an, mußte aber einer exzellenten Hummermayonnaise und einigen Glas Pommery weichen. Beim dritten Glase fragte er sich ganz erstaunt, als ob er soeben eine hochwichtige Entdeckung gemacht habe, warum er denn eigentlich Lieschen nicht besuchen solle. — Kein Schatten von einem Grund war vorhanden. War ihr Mann da, so würde er ihn gehörig anprotzen, ihm vielleicht einige Arbeiten, über die er zu verfügen hatte, übertragen und gute Rathschläge ertheilen, wie er sich helfen solle. War er nicht da — nun, so war er eben nicht da.

Einige Häuser von Lieschens Wohnung entfernt, stieg er aus der Droschke, die ihn dorthin gebracht, aus, um zu Fuß näher zu gehen. Du lieber Gott, es war traurig. Leere Baustellen mit Plakaten, daß alles zu verkaufen sei, halbfertige Unbauten, ungepflasterte Fußsteige, aus denen da und dort Gras wuchs, Kehrichthaufen, besudelte Häuser, unordentlich und liederlich gehaltene Wohnungen — kurz, das Milieu der Trockenwohner.

Plötzlich blieb er erstaunt stehen. — Unter einem Thorbogen stand ein kleines, etwa dreijähriges Mädchen, das er auf der Stelle als das Kind Lieschens erkannte; es war sozusagen eine neue Auflage von ihr. Dieselben lustig flimmernden Fünkchen in den Augen, dieselben frischrothen, fein und zierlich geschnittenen Lippen, dasselbe muntere, schalthafte Gesicht, dieselbe zarte Weiße der Haut — nur alles frischer, jugendlicher, zarter und rührender, man könnte fast sagen frommer als bei Lieschen. Besonders der Ausdruck der Augen, dieser räthselhaften, großen, ruhigen Kinderaugen packte ihn. Vor diesen wunderbar freien, sorgenlos ruhigen, Kinderaugen wurde ihm plötzlich ganz anders zu Muth. Der alte Junggeselle bekam plötzlich Respekt vor der Familie wie vor etwas Ehrwürdigem, etwas Unantastbarem und Heiligem.— Nur eine schäbige Gesinnung konnte sich, aus der Nothlage der Eltern, aus den Verwirrungen des menschlichen Geistes Nutzen ziehen, über solche Kinderaugen hinwegsetzen. Wenn auch der lange Lehmann ein vergrämter, skeptischer, gemüthstrockener Hagestolz geworden war, schäbige Gesinnung hatte er deshalb doch nicht.

„Wie geht's, Lieschen?" fragte er.

Das Kind schaute ihn mit seinen großen Augen erstaunt an.

„Ick heeße jar nicht Lieschen, ick heeße Clara!" sagte es lachend.

Dann schenkte er ihm ein Geldstück und kehrte wieder nach seinem Wagen zurück. Die Abenteuersucht war ihm vergangen.

Die Jahre kamen und gingen. Der lange Lehmann fing sogar auf seine alten Tage noch einmal an, zu arbeiten — er wußte selbst nicht recht, warum und für wen. Aber seine Stellung brachte das allmählig so mit sich. Bei seiner nüchtern-praktischen, sozusagen abgebrühten Art, Dinge und Menschen zu sehen, hatte er über die meisten Leute, die in ihren Hoffnungen abzu sanguinisch sind, zu jugendlich-unerfahren, zu gläubig und vertrauensselig in die Welt treten, einen natürlichen Vortheil. Er wurde in Handelssachen und besonderen Börsentransaktionen eine anerkannte Kapazität, und es kam die Zeit, wo er häufig von Berlin abwesend war, eben dieser Geschäfte wegen. Bald war er in Wien, in Budapest, in Paris, London oder New York, sogar nach Transvaal an den Whitwatersrand führten ihn seine Geschäfte, und überall war er Derjenige, welcher mit seiner mißtrauischen, scharfen, fast bissigen Art, die Leute zu beurtheilen, im Recht blieb. Ueberall war er der „smart man," wie die Amerikaner sagten, der helle Junge, wie die Berliner es nannten. Er hielt die eine Hälfte der Menschen für halbe Betrüger und Spitzbuben, die andere Hälfte für ganze — das war sein Geheimniß, die Erklärung seines beispiellosen Erfolges.

Aber wo er auch immer sein mochte, Lieschen und ihre Kinder vergaß er nie und nimmer. Wenn er von einer Reise nach Berlin zurückkehrte, nahm er einen Wagen und fuhr zu den Trockenbewohner hinaus. Ungefähr nach Jahresfrist kam er zum zweiten Mal dahin, und wieder stand ein kleines Mädchen am Hausthor.

„Nun, Klara, wie geht's?" fragte er. —

Die Kleine schaute ihn verwundert an und sagte dann lachend:

„Aetsch, ick heeße ja gar nicht Klara, ick heeße ja Marie!"

Und als er etwa ein Jahr später wiederkam, fragte er: „Nun Marie, wie geht's?"

Das Mädchen unter dem Hausthor aber antwortete: „Aetsch, ick heeße jar nich Marie, ick heeße Suschen!"

Das machte ihm einen tollen Spaß. Er hätte darauf schwören mögen, daß es immer dasselbe Mädchen wäre, das er am Hausthor traf, so vollständig glichen sie sich, wie die Aepfel auf demselben Stamm. Und nach dem Suschen kamen Riekchen und Elschen und Sophie und Lottchen und Lene —. Er kam immer wieder. Dadurch erwischte er seinen Spitznamen, denn die Berliner Trockenwohner sind bei all ihrem Jammer und ihrer Dürftigkeit fidele Leute und gerissene Jungen, die um einen Spitznamen nie verlegen sind. So wurde der lange Lehmann durch sie zum neuen Toggenburg. Wenn sein Wagen— er hatte längst seinen eigenen — am Eingang der Straße hielt, so erschien da und dort am Fenster ein junger Frauenkopf, und wenn er vorüberging, so sagten die Leute: Wer ist denn das? Und Andere antworteten lachend und fast spöttisch: Toggenburg oder der Toggenburger.

Als er seinen sechzigsten Geburtstag feierte, bezog er seine neue Villa in Charlottenburg. Er war damals schon nicht mehr so recht taktfest. Ein bischen Podagra, ein bischen Schwindel und Ohnmachtsanfälle, wenn er Morgens aufstand, ein bischen Schwerhörigkeit, Ziehen in den Beinen, Athemnoth, Magendrücken — um nur das Wichtigste zu erwähnen — machten ihn allmälig zum Kommerzienrath geeignet, welchen Titel er denn auch zu seinem sechzigsten Geburtstage erhielt. — Man munkelte sogar von einem Orden dritter oder vierter Klasse.

An eben diesem Geburtstag kam Lieschen in seine neue Villa in Charlottenburg, um ihn zu besuchen. Er wäre vor Ueberraschung darüber beinahe auf den Rücken gefallen und schickte den Barbier, der ihn gerade einseifen wollte, fort. Er sollte warten, und Lieschen sollte kommen. Natürlich kam sie auch. Sie war in Trauer, hatte verweinte Augen und graue Haare.

„Nun, Lieschen, wie geht's?" fragte er. —

„Herr Kommerzienrath werden verzeihen, ich wollte mir ergebenst erlauben . . ." begann Lieschen hochdeutsch eine offenbar vorher eingelernte Rede.

„Lassen Sie die Faxen, Lieschen, und sagen Sie, was es giebt!" unterbrach er sie.

Lieschen sah ihn verblüfft an, dann fing sie plötzlich an, zu weinen, und schluchzte:

„Je je, Herr Lehmann, Stettebohm ist todt!"

„Todt, Lieschen? Je nun, wir sterben alle, was ist da weiter?"

„Er war gewiß ein herzensguter Mann, eine Seele von einem Menschen, Herr Lehmann, Sie wissen es. Aber er hatte kein Glück. Zeit seines Lebens hat er gesorgt und geschafft für seine Familie, hat sich den Bissen vom Mund abgespart für uns, für seine Kinder und gearbeitet und gearbeitet, so lange er eine Hand rühren konnte, — nun — nun kann er's nicht mehr. Ach Gott, Herr Lehmann, was soll nun werden?"

Auch Lehmann traten die Thränen in die Augen. Die ersten wieder seit langen, langen Jahren. Er wußte die Zeit nicht mehr, wann er geweint hatte. Aber als er die Frau in ihren Thränen schluchzen sah, weinte er auch.

„Schulden, Lieschen?" fragte er kurz.

Sie sagte nichts. Sie nickte nur. Auch das wäre nicht nöthig gewesen, denn Lehmann wußte schon, wie es stand. Stettebohm hatte sich schon seit Jahrzehnten wie ein Löwe gegen den Zusammenbruch gewehrt, wer weiß, was ohne Lehmann aus ihnen geworden wäre? Und doch hatte ihn Lehmann beneidet all die Zeit her. Und wenn er zehnmal Kommerzienrath geworden wäre und zehn Orden erhalten hätte, er würde den Mann doch beneidet haben, um seiner Frau, um seiner Kinder willen. Was hatte er denn nun als alter Mann vom Leben? Was war das Resultat, der Gewinn seines Daseins? Ein Sack von Krankheiten.—

„'s ist gut, Lieschen, ich werde die Sache in Ordnung bringen," sagte er ärgerlich.

„Herr Lehmann!" schluchzte die Frau überrascht auf und faßte in der ersten Regung ihres Dankgefühls nach seiner Hand.

„Lassen Sie die Faxen, Lieschen!" brummte er verbissen, „es ist — zu spät . . . zu spät. Es ist . . . vorbei!"

Als er seinen siebzigsten Geburtstag feierte, erhob man ihn in den erblichen Adelstand. Das war ihm denn doch zu bunt, und als er kurz darauf starb, wurde Frau Stettebohm eine reiche Frau und ihre Töchter — lauter flotte, frische Mädchen, gute Partien, die ihrem Onkel Lehmann in dankbarer Erinnerung das Grab bekränzten.

Herr, wie sind Deine Werke so groß.

Das Sternbild des großen Bären ist jedem von Jugend auf bekannt als eine der größten und schönsten Konstellationen des Himmels. Die Hauptsterne, welche es bilden, gehören aber nicht nur scheinbar zu einander, sondern mit Ausnahme der beiden äußersten bewegen sie sich durch den Weltraum nach der gleichen Richtung und mit der gleichen Geschwindigkeit. Diese Thatsache hat neuerdings zu dem Versuche geführt, auch die Entfernung dieser Sterne von der Erde zu messen, ein Versuch, welche zu vollkommen befriedigenden Resultaten führte. Gleichwohl ist das Ergebniß sehr überraschend. Ist man nämlich auch von vornherein darauf gefaßt, daß die Entfernungen der Fixsterne ungeheuer groß sind und jeder sinnlichen Vorstellung spotten, so hat sich für die Distanz, in welcher die Sterne des großen Bären von uns stehen, doch eine Größe ergeben, die man nicht vermuthete. Ihre Entfernung beträgt nämlich nicht weniger als 250 000 Milliarden geographische Meilen. Will man diese Entfernung mit etwas anderem vergleichen, so kann man daran erinnern, daß unser Mond 50 000 Millionen geographische, d. h. beinahe fünf mal so viel Meilen von der Erde entfernt ist. Das Sternbild des großen Bären steht demnach 5000 Millionen mal so weit von uns als der Mond von der Erde! Die Entfernung der Sonne beträgt 20 Millionen Meilen; nimmt man diese ungeheure Distanz als Einheit eines Maßstabes, so müßte man letztere 12½ Millionen mal an einanderlegen, ehe man bis in die Entfernung der Bärensterne reichte. Trotz dieser jeder sinnlichen Erfassung spottenden Entfernung leuchten jene Sterne noch mit sehr hellen, stechendem Lichte in unsere Nacht hernieder, und man muß daraus schließen, daß sie in ihrer Heimath wunderbar leuchtende Sonnen sind, und die genauere Berechnung bestätigt diesen Schluß vollkommen. Würde nämlich unsere Sonne sich so weit von der Erde entfernen, als die Sterne des großen Bären wirklich sind, so sänke sie zu einem so lichtschwachen Sternlein herab, daß man sie mit bloßem Auge gar nicht mehr zu sehen vermöchte. Der bekannte Stern Sirius ist an und für sich heller als unsere Sonne; würde er in die Entfernung der Sterne des großen Bären versetzt, so könnten wir ihn aber nur noch als kleines Sternchen mit bloßem Auge erkennen. Die Hauptsterne des großen Bären müssen daher in ihrer Heimath außerordentlich hellstrahlende Sonnen sein, neben deren Glanz die Strahlen unserer Sonne erbleichen würden; es sind Gestirne, von deren ungeheurer Gluth und Größe wir keine Vorstellung haben. Bei einem derselben ist es gelungen, die Masse (das Gewicht) zu berechnen und es hat sich ergeben, daß dieselbe 14 Millionen mal so groß ist als die Masse unserer Erde. Diese Zahlen geben eine Ahnung von den ungeheuren Weltkörpern, die im unermeßlichen Raume dahinrollen. Wenn man aber an einem hellen Winterabende dies Sternbild des großen Bären betrachtet, so darf man sich auch erinnern, daß das Licht, in welchem dessen Sterne leuchten, nicht erst jetzt von ihnen ausgeht, sondern jeder ihrer Strahlen, der heute in unser Auge dringt, bereits vor 200 Jahren seinen Stern verließ. Auch von einander sind diese Sterne so ungeheuer weit entfernt, daß der Lichtstrahl, obgleich er in jeder Sekunde 40,000 Meilen durchfliegt, doch 80—100 Jahre braucht, um von einem dieser Sterne zum anderen zu gelangen.

Dr. K.

Tafelschmuck.

Ein Tafelaufsatz von überraschender Schönheit erregte kürzlich in einer Gesellschaft allgemeines Aufsehen. Während die einen in den leuchtend rothen und zart gelben Blättern, die sich aus dunklem Grün heraushoben, eine neue, fremde Blattpflanze bewunderten, andere wieder die Farbenpracht unbekannter Blumen zu sehen glaubten, hielten die dritten das Ganze für Kunstgebilde, ein entzückendes Werk geschickter Hände; denn wo kämen jetzt mitten im Winter diese vielen Gewächse in leuchtenden Farben her, die nur der Sommer bietet oder der Süden uns schickt? — Woraus denn bestand die Füllung des Blumenkorbes? Aus den Schößlingen der im Gemüsekeller eingeschlagenen Kraut- und Rüben-Gewächse, — den blutrothen Sprossen und Blättern der rothen Salatbeete, den feingezackten Herzblättern von Kohlrabi, mit dem Ansatz zum Blüthenschaft, oder deren fußlangen, im Keller getriebenen Blüthenrispen, in feingetöntem Gelb, in dotterfarbigen Blatt-Trieben von Runkelrüben, federzarten, kleinen, langgeschossenen Blättchen der Teltower Rüben! Ohne alle Kosten hatten der Hausfrau geübte Hände im dunklen Grün von Coniferen verschiedener Art einen Schmuck für den Tisch geschaffen, der im vollen Sinne des Wortes seines Gleichen suchte. Auch die empfindlichsten Geruchsnerven verspürten nichts vom Kraut- oder Kohlgeruch, sogar die langen, schilfähnlichen Lauch- (Poree-) Blätter verriethen ihre Herkunft nicht, niemand erkannte sie in dem „gelben Bandgras". Ich hoffe, mit diesem Hinweis mancher Hausfrau einen kleinen Dienst zu erweisen, und bemerke deshalb noch, daß man die Vorsicht gebrauchen möge, die Abschnitte der Rüben u. s. w. nicht ganz frisch zu verwenden; der eigenthümliche scharfe Geruch verliert sich, wenn die Schnittfläche trocknet oder in Wasser gelegt wird.

Farbe der Augen und der Haare beim weiblichen Geschlecht.

Den interessanten Untersuchungen Rothes zu Folge, sind von den norddeutschen Frauen fast die Hälfte blauäugig, ein Viertel braun- und grauäugig; grünäugige sind viel seltener, am wenigsten häufig die schwarzäugigen. Die Mehrzahl der norddeutschen Frauen ist blondhaarig, ihre Zahl überwiegt die der Blauäugigen bedeutend. Die Braunhaarigen treten gegenüber den Blondhaarigen an Zahl zurück. Roth- und Schwarzhaarige finden sich am seltensten. Im Allgemeinen sind dunkle Augen mit dunklen Haarfarben und hell mit hell verbunden. Nur die Braunäugigen sind in mehr als der Hälfte der Fälle blondhaarig. Die Augenbrauen pflegen innerhalb der verschiedenen Haarfarben die dunkelsten Körperhaare zu sein. Was das Ergrauen der Haare anlangt, so waren am häufigsten und frühesten die Kopfhaare und zwar am häufigsten und frühesten an den Schläfen und am Scheitel ergraut. Bei 1000 untersuchten Frauen beobachtete Rothe 134 mit grauen Haaren; die jüngste von ihnen zählte erst 28 Jahre, 5 befanden sich zwischen 30 und 34, 16 hatten die 40 noch nicht erreicht, während das Decennium zwischen 40 und 50 nahezu 40 aufwies und die Zahl bis zum 60. Jahre auf 43 anschwoll. Selbst bis zum 85. Lebensjahre wurden noch 2 Mal nur graue, nicht weiße Haare beobachtet. Am seltensten finden sich ergraute Augenbrauen vor. Aus der Betrachtung der Helligkeitsverhältnisse der Augen und Haarfarben ergiebt sich, daß die Dunkeläugigen und noch mehr die Dunkelhaarigen relativ unter den Ergrauenden überwiegen. Im Allgemeinen erfolgt das Ergrauen der Haare langsam und im höheren Alter im Laufe der Jahre, aber es sind auch Fälle bekannt, bei denen ein plötzliches Ergrauen durch besondere Umstände, namentlich Krankheiten, berichtet worden ist.

Geigenvirtuos und Geigenmacher.

Eines Tages übergab Paganini dem berühmten Geigenmacher Gand in Paris eine seiner besten Violinen, eine „Stradivari," an welcher eine kleine Reparatur vorzunehmen war. Gand benutzte diese Veranlassung zu einem Scherz; er verstand es nämlich ausgezeichnet, alte Instrumente nachzumachen, so daß selbst der feinste Kenner nach dem Aussehen der Kopie vom Originale nicht zu unterscheiden vermochte.

Als Paganini wieder erschien, legte ihm Gand zwei Geigen vor und ersuchte lächelnd den Virtuosen, sein Eigenthum an sich zu nehmen. Paganini stutzte, betrachtete beide Instrumente sorgfältig — und ergriff wirklich das unechte. Schon wollte Gand triumphiren; da nahm Paganini einen Bogen und strich über die A-Saite der erwählten Violine, und sofort legte er das Instrument wieder auf den Tisch mit dem Bemerken: „Ihre Kunstfertigkeit, lieber Gand, hat zwar mein Auge getäuscht; aber mein Ohr werden Sie niemals irre führen!"

Aus einer New Yorker Matrosen-Herberge wurden abermals 4 Matrosen, die an Skorbut erkrankt sind, nach dem Bellevue Hospital gebracht, und zwar der 38 Jahre alte John Klebe, ein Deutscher, Henry Quayle von der Insel Man, John Wood und Michael Lippsen von New York. Klebe wurde später wieder entlassen, da er erklärte, sich in Privat-Behandlung begeben zu wollen. Wie berichtet, wurde bereits am Samstag der Matrose James O'Neill von demselben Schiff, der Bark „Pactolus", ebenfalls am Skorbut leidend nach dem Hugson Straße Hospital gebracht. Er starb dort einige Tage darauf. Auch der Matrose Camile, der in einem japanischen Kosthause Aufnahme gefunden hatte, starb dort am Skorbut.